

Der verschwundene Schiller

Von Hans Lauterbach

Mein Großvater besaß eine schöne alte Ausgabe der Werke Friedrich Schillers. Sie war ihm vor allem auch deshalb besonders kostbar, weil er sie beim Abgang von der Schule als Anerkennung für seinen Fleiß und sein Verständnis von dem Lehrer seines Heimatdorfs, das im Fränkischen lag, erhalten hatte. Vielleicht gab sich jener Erzieher der nicht ganz unberechtigten Hoffnung hin, daß sein Schüler einmal in seinen Fußstapfen wandeln und den Beruf des Lehrers ergreifen würde. Konnte es da ein schöneres Rüstzeug geben als gerade Schillers Werke, angefangen mit dem deutschesten aller Gesänge, dem „Lied von der Glocke“, über „Wilhelm Tell“ bis zu den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen?“

Tatsächlich war es der sehnlichste Wunsch meines Großvaters gewesen, einmal Lehrer zu werden. Aber er fand keine Erfüllung, da seine Mutter, durch den frühen Tod des Ernährers mittellos geworden, auf die baldige Hilfe des Sohnes angewiesen war. So war er denn zu einem Kaufmann in die Lehre gekommen und dank seines Fleißes und seiner Sparsamkeit gelang es ihm, sich später sogar ein eigenes Geschäft aufzubauen. Aber einer, der stets auf seinen Vorteil bedacht ist, war er nicht geworden und, wenn er auch nicht davon sprach, so litt er doch zeit seines Lebens unter dem Verzicht auf seinen eigentlichen Lebensplan.

Neben seinem Laden, in dem es immer stark nach fremdländischen Gewürzen roch, da der Großvater sich hauptsächlich mit dem Vertrieb von überseeischen Erzeugnissen befaßte, befand sich ein schmaler Raum, an dessen Eingangstüre ein Porzellanschildchen mit der Aufschrift „Comptoir“ befestigt war. An den Längswänden standen große, bis zur Decke reichende Regale, in denen eine Menge von dickleibigen Ge-

schäftsbüchern und Nachschlagewerken verstaut war. Wer aber genauer zusah, gewahrte dort wie einen leuchtenden Edelstein, eingesprengt in fremdes Ge-stein, eine Reihe schmaler, in braunes Leder gebundener und mit Goldleisten verzierter Bändchen, eben die besagte Schiller-Ausgabe.

Nun muß noch bemerkt werden, daß in diesem Kon- tor meist weniger über die zu damaliger Zeit sehr zu Spekulationen verleitenden, weil ständig schwanken-den Preise der Zuckerhüte oder des Bohnenkaffees verhandelt wurde, als über Dinge, die mit dem Kauf-mannsberufe nicht das Mindeste zu tun hatten. Dort pflegten sich nämlich gerne der Herr Konsistorialrat, ein welterfahrener Mann, der, bevor er sich dem Stu-dium der Theologie zugewendet hatte, etliche Jahre in Athen als Buchhändler tätig gewesen war, dann der Herr Hofrat, ein weit über die Grenzen der Stadt begehrter und berühmter Arzt, und schließlich ein Professor vom Gymnasium mit meinem Großvater bei einer herrlich duftenden Havanna stundenlang über alle möglichen Fragen, die die Welt und nicht weniger Gott betrafen, zu unterhalten. Da gab ein Wort das andere, ein Gedanke flocht sich an den an-deren, und wenn nicht meine Großmutter zuweilen mit dem resoluten Ruf: „Zum Essen!“ recht hand-greiflich die Disputanten an ihre häuslichen Verpflich-tungen erinnert haben würde, hätten sie wohl noch eine weitere Havanna zum Erglimmen gebracht und daran neue Geistesfunken entzündet.

Bei solch illustrem Kreis war es nicht verwunderlich, daß man des öfteren auf den großen Dichter Friedrich Schiller und damit auch auf die schöne Ausgabe seiner Werke zu sprechen kam. Dabei wurde es von Mal zu Mal offenbarer, daß der Herr Professor, als großer Verehrer der klassischen Literatur, an den Büchern

ein Interesse zeigte, das über bloß neidlose Bewunderung erheblich hinausging. Man weiß aus mancherlei Erfahrung, wie es nun einmal die Art der Büchersammler ist: Wenn sie irgendwo ein begehrtes Objekt ausfindig gemacht haben, dann ist es um ihre Tugend mehr oder weniger geschehen. Nicht gerade, daß sie zu Spitzbuben werden, was freilich auch schon vorgekommen sein soll, aber mit einer Zähigkeit sondergleichen steuern sie auf allerhand gewundenen Wegen ihrem Ziele zu, kennen keine Rücksichtnahme, und es fehlt manchmal nicht viel, daß sie ihren Freund zum Feind erklären, wenn er ihren eignesüchtigen Wünschen nicht entgegenkommt.

Mein Großvater lächelte nur, als eines Tages der Herr Professor kundtat, daß er schon Jahrzehnte nach einem wohlerhaltenen Exemplar dieser Schiller-Ausgabe fahnde und daß er es sich unter diesen Umständen schon etwas kosten lasse, wenn sich ihm die Möglichkeit des Erwerbs böte. Aber bevor der Herr Professor dazu kam, in einem direkten Vorstoß den Großvater mit der Frage anzugehen, ob ihm vielleicht die Schiller-Bände feil wären, da erklärte dieser ruhig und bestimmt, daß er, solange er lebe, das Geschenk seines verehrten Lehrers achten und ehren und es daher niemals in andere Hände geben werde.

Ich habe zwar einmal erlebt, daß mich mein bester Freund vor seinen Bücherschrank führte mit der Aufforderung, mir einen der Bände – und da stand manche bibliophile Kostbarkeit, deren Erwerb auf Versteigerungen meinem Freund nicht leicht gewesen war – ganz nach meinem Belieben herauszusuchen. Wer kann mir verdenken, daß ich seinen Wunsch für einen etwas unpassenden Scherz hielt, zumal ich wußte, wie sehr er an jedem einzelnen Buche hing, und ihm auch nicht unbekannt war, daß es mir, gleich ihm, alte Kupferstichwerke am meisten angetan hatten. Als ich ihm aber Vorhaltungen machte, erklärte er ernst und bestimmt, daß ein Freund für seinen Freund zu einem derartigen Opfer bereit sein müsse und bekräftigte damit seine Bitte. Daß mein Großvater sich nicht zu einer derart generösen Haltung entschließen konnte, dafür wird er schon seine gewichtigen Gründe gehabt haben, denn er war ein ausgezeichneter Menschenkenner und die Achtung vor dem andern und seinem Eigentum zählten für ihn mit zu den notwendigen Grundlagen einer wahren Freundschaft.

Freilich der Herr Professor schien sich mit der Ablehnung seines Wunsches nicht abfinden zu wollen, denn gar bald merkte mein Großvater aus Äußerungen seines Eheweibes, daß jener offensichtlich nicht ohne Erfolg einen anderen Weg zur Erreichung

seines Ziels eingeschlagen hatte. Vielleicht hatte meine Großmutter ihre Gründe, daß sie weniger auf ideelle Werte als auf bare Münze ihr Augenmerk richtete. Jedenfalls war sie eifrig bemüht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit das Gespräch auf das Anliegen jenes Bücherfreundes zu lenken. Es wäre doch geradezu eine Ehre für den Großvater, wenn er dem Herrn Professor diesen Gefallen erweisen würde. Was täte er schon mit Schillers Werken! Er benötigte sie doch nicht mehr, da er sie oft genug durchgelesen habe und die meisten Gedichte und wer weiß was sonst aus dem Gedächtnis aufsagen könne. Und zudem könne ihre Schatulle eine Zulage von ein paar Goldstücken recht wohl vertragen, der Professor sei doch ein vornehmer Mann und werde sich entsprechend erkenntlich zeigen.

Alldessen ungeachtet blieben die Schiller-Bände an ihrem Platz in dem hohen Regal des Kontors, im Grunde greifbar für jeden, der einmal in ihnen blättern wollte – und doch nicht zu haben. Und wenn mein Großvater allen noch so gut begründeten Einwänden ein undurchdringliches Schweigen entgegensezte, dann wußte jeder, der ihn kannte, daß hier alle weitere Mühe vergeblich war. Wenn die Freunde beieinander saßen, kam man zwar gelegentlich auf die wertvolle Ausgabe zu sprechen, reichte auch einmal diesen oder jenen der kunstvoll in Leder gebundenen Bände von Hand zu Hand oder las eine Stelle daraus vor, aber es hatte den Anschein, als würde sich der Herr Professor zu einem endgültigen Verzicht auf das begehrte Objekt durchgerungen haben. –

Eines Tages begann mein Großvater, der schon in die Siebzig ging, zu kränkeln. Und er mochte kaum eine Woche bettlägerig gewesen sein, da ergab sich eines Tages, daß sämtliche Schiller-Bände aus dem Regal im Kontor verschwunden waren. Meiner Großmutter fiel zuerst die Lücke im Bücherbord auf, und anfangs wagte sie gar nicht den Großvater mit der Frage zu behelligen, ob er sich das Verschwinden erklären könne. Vom Hausgesinde könne es doch niemand gewesen sein, wer sollte sich da schon für dergleichen Bücher interessieren, und dem Herrn Professor war ein Griff in fremdes Eigentum auch nicht gerade zuzutrauen. Aber es mußte doch jemand gewesen sein, der es gerade auf diese Schiller-Bände abgesehen hatte. Schließlich brachte es meine Großmutter doch nicht übers Herz, dem Großvater das seltsame Verschwinden der Bücher zu verschweigen, obwohl sie damit rechnen mußte, daß ihn diese Nachricht in große Unruhe versetzen würde. Und tatsächlich bekam er einen schweren Hustenanfall, sank, nachdem

er sich kurz aufgesetzt hatte, wieder zurück in seine Kissen, rang schwer nach Atem und sagte kein Wort.

Die Tage vorher hatte mein Großvater gelegentlich sein Bett für kurze Zeit mit seinem mit rotem Plüsch überzogenen Lehnstuhl vertauscht, aber dann nicht mehr. Zu der an sich leichten Erkältung hatte sich, obwohl sich der Herr Hofrat sehr um ihn bemühte, eine Lungenentzündung gesellt, und der Arzt machte ein recht bedenkliches Gesicht. Die Freunde saßen schweigend am Krankenbett, nur jener Herr Professor konnte es nicht unterlassen, dem todkranken Großvater die Hand zu drücken und ihm zu versichern, wie sehr ihn das unerklärliche Verschwinden der Schiller-Ausgabe beunruhige.

Etliche Wochen nach dem Abscheiden meines Großvaters, nachdem also die übliche Zeitspanne verstrichen war, in der man die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen unangetastet zu lassen pflegt, begann meine Großmutter mit der Durchsicht des Nachlasses. Es war wohl kein Zufall, daß sich in diesen Tagen öfters der Herr Professor einstellte, immer wieder mit beredten Worten seine Teilnahme bekundete und sich sogar erbot, der Großmutter behilflich zu sein, wenn sie männlichen Rates bedürfte. Er ließ zwar mit keiner Miene durchblicken, von welcher Hoffnung seine Bereitschaft genährt wurde, aber die Großmutter wußte natürlich sofort, worum es dem Herrn Professor ginge. So suchte sie denn auch verzweifelt in Schüben und Kisten, durchstöberte die umfangreichen Lagerräume im Hinterhaus, obwohl sie eigentlich keine Hoffnung hatte, dort die verschwundenen Bücher zu finden. Aber man konnte ja nicht wissen... Schließlich aber vermochte sie den Bücherfreund nur mit dem Versprechen zu trösten, daß er auf jeden Fall die Schiller-Ausgabe bekäme, wenn sie diese noch fände. Etwas mißvergnügt entgegnete der Professor, daß er wohl einsehe, daß er meiner Großmutter bei der Bereinigung des Nachlasses, zumal er nichts von Kaufmannsangelegenheiten verstände, nicht so behilflich sein könne, wie es ihm eigentlich am Herzen läge. Und während in den nachfolgenden Wochen sich sowohl der Herr Konsistorialrat wie auch der Herr Hofrat voller Anteilnahme nach dem Ergehen meiner Großmutter erkundigten und ihr mit manchem freundschaftlichen Rat zur Seite standen, ließ sich der Herr Professor nicht mehr sehen.

Wie nicht anders zu erwarten war, blieb die Schiller-Ausgabe verschwunden, und im Verlauf der Jahre geriet die Angelegenheit fast ganz in Vergessenheit. Dann starb meine Großmutter. Fremde Menschen zogen in die verwaisten Räume. Nur oben im zweiten

Stock des Hauses, das einst mein Großvater erworben hatte, wohnten noch meine Eltern und wenn man, was oft geschah, abends beim matten Schein der Petroleumlampe rings um den Tisch im Wohnzimmer saß, dann pflegte meine Mutter gerne vom Großvater, dessen Tochter sie war, zu erzählen. Sie war es, die sich beiläufig einmal an die seltsame Geschichte von den Büchern erinnerte und sie meinem Vater erzählte. Auch er war ein Freund schöner Literatur, pflegte er doch meiner Mutter schon in ihrer Brautzeit aus „Wilhelm Meister“ oder dem „Westöstlichen Divan“ vorzulesen und in keinem seiner Briefe an sie fehlte ein Zitat von Goethe. Und obwohl er sich dessen Werke in damals üblichen, überreichlich illustrierten Prachtausgaben erworben hatte, wäre es ihm keineswegs ungelegen gewesen, auch Schillers Werke zu besitzen. Und wenn man so abends beieinander saß, da konnte mein Vater nicht umhin, immer einmal das Gespräch auf die seltsame Angelegenheit zu bringen. Vielleicht habe sie doch dieser Professor an sich genommen, mutmaßte er dann, aber meine Mutter hielt es nicht für gerechtfertigt, diesen Verdacht zu bestätigen.

Eines Tages ergab sich nun die Notwendigkeit, in unserem Keller bauliche Veränderungen vornehmen zu lassen. Ich fürchtete mich immer, ihn allein zu betreten. Er bestand aus einem etliche Jahrhunderte alten Gewölbe, in das man durch einen langen, winkeligen und völlig dunklen Gang gelangte, in dem immer leise Wasser tropfte und gräßliche Spinnen über das Gemäuer huschten. In diesem Raum, in den nur durch eine schmale Mauerluke etwas Licht eindrang, befand sich ein Wasserloch, aus dem zuweilen Wasser austrat. Außerdem lagen in ihm in Reihen große Sandsteinquader, zwischen denen früher wohl Weinflaschen gelagert wurden. Als nun meine Eltern den rückwärtigen Teil des Gewölbes, das sonst niemand betrat, genauer besichtigten, entdeckte mein Vater zwischen den Steinquadern versteckt eine kleine Kiste, und als er sie geöffnet hatte, fand er darin, sorgfältig Band für Band in kräftiges Papier verpackt, so daß ihnen die Feuchtigkeit des Kellers kaum etwas anhaben konnte, die Schiller-Ausgabe meines Großvaters.

Ich erinnere mich heute noch sehr gut daran, wie meine Eltern die kostbaren Bücher auf dem Wohnzimmertisch ausbreiteten und mein Vater mit einem petroleumgetränkten Läppchen die Lederrücken abrieb, so daß sie wie neu erglänzten. Vorher hatte er jeden Band einige Zeit vors Fenster in die Sonne gelegt, damit der dumpfe Geruch, der ihnen trotz sorgsamster Verpackung noch anhaftete, verschwand.

Nun bestand also kein Zweifel mehr, wer die Schiller-Ausgabe hatte verschwinden lassen. Es war ohne Zweifel mein Großvater selbst gewesen, der damit seinen letzten Willen bekundet hatte. Freilich wie er es gemacht hat, das ist sein Geheimnis geblieben. Vielleicht war diese Tat gar die Ursache dafür, daß jene Lungenentzündung über ihn kam, die seinen Tod bedeutete. Aber was mochte ihn veranlaßt haben, die Bände zu verstecken und gerade im Keller meiner Eltern? Fürchtete er, daß sie nach seinem Ableben doch in die Hände jenes Professors gelangen würden oder mochte er bei diesem Entschluß an seinen Schwiegersohn, meinen Vater, gedacht haben oder an dessen Sohn, seinen Enkel, der so gerne auf seinem Schoße saß, als er noch kaum eines Wortes mächtig war?

Ich weiß nur, daß ich schon als Kind die Schiller-Bände immer mit großer Ehrfurcht und Scheu betrachtete, wenn ich einmal heimlich in das sogenannte gute Zimmer schlüpfte, in dem der größte Anziehungspunkt für mich der Bücherschrank war. Gar bald hatte ich entdeckt, wo der Schlüssel zu ihm verborgen lag. Zuerst war es freilich ein dreibändiges Werk mit dem Titel „Buch der Erfindungen“, das mich ganz in seinen Bann zog. Vor allem hatten es mir natürlich die Abbildungen angetan. Was gab es da alles zu sehen, das des Menschen Geist erdacht hatte!

Ich bin heute noch der Meinung, daß man zu den Büchern, die einem wirklich Erlebnis werden sollen, hingeführt werden muß. Wie ich damals als junger Pennäler dazu kam, den ersten Band der Schiller-

Ausgabe aus dem Bücherschrank zu holen und ihn mit seltsamer Beharrlichkeit durchzulesen, weiß ich nicht mehr. Es waren die Gedichte, und sie gaben mir den ersten Eindruck davon, welcher magischen Kraft die gebundene Form des Wortes fähig ist. Ja ich las jeden Vers, als bestünde das ganze Buch aus einem einzigen Gedicht. Dann nahm ich mir den 2. Band, dann den 3. vor und so fort. Ich merkte wohl, daß manches, was ich da las, noch über mein junges Begreifen ging, aber ich ließ nicht ab, bis mich dann doch und zwar angesichts der vielhundertseitigen „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ die Kraft verließ. Und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß es mir in meinem späteren Leben eigentlich mit jedem größeren Geschichtswerk genau so ergangen ist. Das Leben in seiner Gegenwärtigkeit war mir zeitlebens wichtiger. Dessen ungeachtet nahm ich aber gleichwohl noch die Hürde von Schillers „Ästhetischen Schriften“, ebenso wie mir seine Rede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ bedeutsam genug erschien, um sie gleich zweimal zu lesen.

So kann ich wohl mit einiger Berechtigung behaupten, daß der Same, den mein Großvater im Dunkel der Erde verbarg, Wurzeln geschlagen und auch Frucht getragen hat. Nun stehen die schönen Bände in meinem Bücherschrank. Und wenn einmal einer meiner Söhne mit gleicher Ehrfurcht, wie ich es tat, nach ihnen greift, dann wird Friedrich Schillers Werk nicht aus dem Gedächtnis derer schwinden, die von Auftrag und Vermächtnis dessen wissen, was es heißt: ein Deutscher zu sein.

Schiller

Der Heimat fern, in kleinen Gassen zwischen engen Wänden
Lärmliebende Studenten zu belehren hergesandt,
Stolz in Beschränkung, nie geschaute Schönheit zugewandt,
Sitzt er, Gesichten leuchtend hingeneigt, die Stirn in Händen.

Vom kühnen Mund beherrscht die Augen, daß sie Andacht fänden,
Ist ihm der Blick aus Kleinstadtlärm und armer Tage Tand
Weitab geöffnet in hellenischen Glanz, da offen stand
Ein Tempel jedem Gott, dem Schicksal und des Blutes Bränden.

Da Meer- und Sonnengang und Mondnacht noch das Dasein kränzten
Bedeutungsvoll, und Kräfte sich zu Anmut leicht ergänzten
In hohem Wettstreit. Wo das wieder? Da, noch ungenannt,

Grüßt ihn im Geist der Freund. Errafft ist ihm mit einem Male
Der Mut: Nicht rückwärts, vorwärts liegen werte Ideale!
Und wo zur Menschheit wirkt ein Wille: Da ist Griechenland.

F. A. Schmid Noerr